

Theologisch-praktische Quartalschrift

1905

* * 58. Jahrgang * *

* * * IV. Heft * * *

Zum Kapitel „religiöse Gefahr“.

Von P. Albert M. Weiß O. P., Universitäts-Professor in Freiburg (Schweiz).

IV.

Die Berechtigung der Reformbestrebungen.

Ein Schriftsteller darf von sich und von seinen Erlebnissen nur reden, wo es die Sache und das allgemeine Beste rechtfertigt. Dieses Recht nehme ich heute in Anspruch, wenn auch nur gezwungen und mit widerstrebendem Herzen.

Wer lang lebt, sagt das Sprichwort, der erlebt viel. Und wer lang schreibt, auch. Es hat eine Zeit gegeben, da man dem Schreiber dieser Zeilen androhte, man werde ihn wegen seiner sozialdemokratischen Ansichten bei der Inquisition verklagen. Es kam eine andere Zeit, da man ihn als antediluvianischen Reaktionär behandelte und mit Ausdrücken bewirtete, die nicht mehr sollen aufgefrischt werden, in der Hoffnung, sie seien unterdes im Schuldbuch Gottes verblaßt und unleserlich geworden. Heute schreiben einem Anonymi lange Briefe voll von Vorwürfen darüber, daß man alle Besserungsfreudigkeit und alle Hoffnung auf Erneuerung erstickt, und zu einer Zeit, da diese Tadler vielleicht ihr mensa, mensae herabsagten, machten einem lange Kritiken darüber Vorwürfe, daß man zuviel von der Notwendigkeit einer Erneuerung spreche, und manche, die sich getroffen fühlten, fanden sich hier oder dort porträtiert, obwohl der weltfremde Verfasser bis dahin nicht einmal von ihrem Namen und ihrem Dasein Kenntnis gehabt hatte.

Im Hinblick auf alle diese Wechsel der öffentlichen Stimmung mag es dem Verfasser verziehen werden, wenn er mit einem gewissen Hochgefühl bei einem Rückblick auf sein Leben findet, daß er seine öffentliche schriftstellerische Tätigkeit im Jahre 1868 begonnen hat mit

einer Bitte an den Klerus, der sozialen Frage mehr Beachtung zuzuwenden.¹⁾ So anmaßend das gewesen ist, so gewährt es ihm doch jetzt den Trost, sagen zu können, daß er schon damals etwas von dem Trieb verspürt hat, auf die neuen Bedürfnisse einer neuen Zeit hinzuweisen. Man mag ihm immerhin das Wort entgegenhalten: Was eine Nessel wird, das brennt bei Zeiten. Er ist ferne davon, den Ernst dieses Vorwurfs von sich abzulehnen. Dafür kann er denen, die ihn nun der Verknöcherung anklagen, mit schmerzlichem Lächeln erwidern: Ja, leider, in diesem Trieb, auf neue Zeiten, auf neue Bedürfnisse, auf neue Gefahren hinzuweisen, habe ich mich seit bald 40 Jahren verknöchert. Vielleicht hat dies aber auch den Vorteil, daß er sich über so manche Anklage der jüngeren Reformer hinwegsetzen, ja, daß er sogar den Anspruch erheben darf, man möge seine Worte in einer Sache, der er schon so lange treu dient, wenigstens anhören, wenn sie auch nicht wert sind gewürdigt zu werden.

Warum ich mir die Unbescheidenheit erlaube, so zu sprechen? Weil es Zeiten und Umstände gibt, wo es am Platze ist, die Worte des Job zu wiederholen: Seid denn ihr allein Menschen und stirbt mit euch die Weisheit aus? (Job 12, 2.) Mögen alle die, denen es jetzt so sehr um Reform zu tun ist, diese bittere Antwort — die ich verkürzt und gemildert wiedergebe — verzeihen. Nicht das mache ich ihnen zum Vorwurf, daß sie nun endlich auch einmal von der Notwendigkeit einer Erneuerung reden, nachdem sie einen fast ein Menschenalter lang allein gelassen, ja schief darob angesehen haben. O, wie froh bin ich darum! Wollte Gott, es wären ihrer noch mehr! Denn je mehr ihre Stimme erheben im rechten Geist und in der rechten Weise, um so eher ist zu hoffen, daß die Notwendigkeit unserer Forderung zur Anerkennung gebracht werde. Was ich bedauere, das ist, daß sie die einzigen sein wollen, die Anspruch auf Gehör haben sollen. Das aber ist nicht katholisch. Niemand verwehrt ihnen zu sprechen, so lange sie innerhalb der Grenzen des Erlaubten bleiben. Mögen aber auch sie anderen, die anders denken, auch erlauben zu reden und für ihre Überzeugung einzutreten. Wer das längst vor ihnen getan und wer dafür auch geopfert und gelitten hat, der hat doch zuletzt ein gewisses Recht der Verjährung, ein Recht, freie Meinungs-

¹⁾ Pastoralblatt für die Erzdiözese München-Freising 1868. November.

äußerung zu verlangen sowohl für sich, als für die, die es mit ihm halten.

Doch lassen wir diese beschämenden und armseligen persönlichen Bemerkungen und reden wir einfach von der Notwendigkeit der Reformen und von der Art, wie sie zu bewerkstelligen sind. Denn im Grunde handelt es sich hier doch nur um untergeordnete Verschiedenheiten, oder um kleine Verirrungen in nebensächlichen Dingen, während alle trotz aller scheinbaren Gegensätze eins sind darüber, daß kein Opfer zu groß sein kann, um den verkannten katholischen Glauben unserem Geschlechte wieder nahe zu bringen und die verirrte Menschheit durch den Anschluß an die heilige Kirche zum Gehorsam gegen unseren Herrn Jesum Christum zurückzuführen.

Allerdings haben sich manche, vielleicht dürfen wir sagen viele, in diesen letzten Zeiten, getrieben von einem unklaren Eifer, auf verschiedene Gebiete verirrt, die nicht bloß keiner Reform zugänglich sind, auf denen vielmehr eine Reform nichts anderes wäre, als eine Untergrabung, ja eine Zerstörung des Glaubens. Das sind die Gebiete, die zum Dogma gehören oder mit dem Dogma zusammenhängen, sowie die der Schrifterklärung, Gebiete, auf denen stets die größte Vorsicht nötig ist, um herauszufinden, wo die Grenzscheide liegt zwischen den historischen und kritischen Untersuchungen und zwischen dem Inhalte der Offenbarungslehren. Wir mußten zu unserem bitteren Schmerz in dem Buch über die religiöse Gefahr mit scharfer Sonde auf viele dieser Auswüchse hinweisen. Wir sind aber fest überzeugt, daß es genügte, auf die Gefahr aufmerksam zu machen, um diese zu beschwören. Wo wahrhafter Eifer für das Gute und das Beste besteht, da kann man ja, getrieben von der Wärme des Herzens, des Guten zu viel tun, aber man kann nicht im Irrtum beharren, sobald man seiner bewußt geworden ist. Und gerade darin zeigt sich, daß der Eifer echt war, daß man sich die Kraft bewahrt, ihn zu mäßigen oder ihm eine andere Richtung zu geben, wenn sich die Notwendigkeit herausstellt.

So viel ist uns also allen sicher klar, daß die Fragen des Glaubens nicht zu den Gegenständen der Reform gehören, und daß es nur verhängnisvoll werden könnte, wenn wir unsere Reformbestrebungen auf diese ausdehnen wollten. Aber auch all das entzieht sich, was in den Bereich der Kirchenverfassung und der Kirchenregierung gehört. Reformversuche und selbst Reformvorschläge, die

sich hierauf beziehen, sind nicht bloß vollständig unnütz, da niemand außer der kirchlichen Autorität hier irgend welche Macht hat, sondern geradezu gefährlich. Sie dienen nur dazu, die allgemeine Unzufriedenheit und Aufregung zu mehren und so die Autorität zu untergraben oder doch ihr die Ausübung ihrer Pflichten und Rechte zu erschweren, und sind eines der sichersten Mittel, um selbst nötige Änderungen zu hintertreiben. Denn je größer die allgemeine Erregtheit, desto mehr wird sich eine besonnene Obrigkeit besinnen, in diesem Augenblick eine Veränderung vorzunehmen, weil diese unter solchen Verhältnissen erfahrungsgemäß nie befriedigt und nur noch mehr Unruhe schafft.

Ein Beispiel hiefür ist das Drängen auf Diözesansynoden. Es ist merkwürdig, daß der Ruf nach diesen immer dann am lautesten erschallt, wenn alles in Gährung ist und wenn der demokratische, oder sagen wir lieber der Geist des Autokratismus auch in die kirchlichen Kreise dringt. So war es in der Zeit nach dem Jahre 1848. Die vielen, meist vorzüglichen Schriften über diesen Gegenstand, die damals erschienen, zeugen von dem lebhaften Verlangen nach der Erneuerung dieses in ruhigen Zeiten so segensreichen Institutes. Besorgte Kirchenfürsten und wohlmeinende Kenner der Lage — z. B. der ausgezeichnete Dr. J. Schuster — waren aber voll Bedenken über die Wiedereinführung in diesem Augenblick. Dennoch wurden verschiedene Versuche gemacht mit verschiedenem Erfolg. Ich erinnere mich, daß mir im Jahre 1869 am Rhein gesagt wurde, die Aufregung gegen das bevorstehende Konzil sei bei manchen Stimmführern gerade auf das Kölner Provinzialkonzil und auf die Paderborner Diözesansynode zurückzuführen. Denn soviel Erwartungen man darauf gesetzt hätte, so groß sei die Enttäuschung und die Verstimmung mancher gewesen, als sie sahen, daß man da nicht beraten und beschließen könne, wie man das in jeder „freien Versammlung“ dürfe, sondern daß da alles zuletzt durch die kirchlichen Autoritäten festgesetzt werde. Es wird wohl heute die gleiche Gefahr auch nicht ganz ausgeschlossen sein. In irgend einer Diözese der Christenheit soll sogar eine Art von Programm ausgearbeitet worden sein, das eine zeitgemäße Umgestaltung der Synoden anbahnen will. Zum Teil will ich das gerne glauben, ist mir doch selber mit aller Entschiedenheit gesagt worden, es sei kein Heil mehr zu erwarten, wenn nicht — der Parlamentarismus in die Kirche eingeführt werde.

Der Parlamentarismus, jetzt, nachdem er sich in der Politik nahezu unmöglich gemacht hat! Aber die Vorgänge im französischen Klerus, die sich an die Versammlung von Bourges angeschlossen haben, zeigen, wie verbreitet dieser unglückliche Gedanke ist. Ein weiteres, näher liegendes Beispiel will ich lieber nicht anführen, um nicht schmerzliche, noch nicht vernarbte Wunden wieder aufzurießen.

Ein anderes Beispiel, das in diese Klasse gehört, ist das Bestreben, dem Klerus auch einen Einfluß auf die Beratung allgemeiner kirchlicher Angelegenheiten, nötigenfalls auch auf die von Glaubensfragen zu verschaffen, kurz den Begriff von der Ecclesia docens und regens auf den ganzen Klerus auszudehnen, statt ihn auf die Hierarchie zu beschränken. Man sagt, die geänderten Zeitverhältnisse und die höhere Bildung des heutigen Klerus lege diese Forderung mit unabweislicher Macht nahe, gleichsam als hänge das Recht zur Regierung der Kirche an der Bildung und nicht am Kirchenamt und an der Weihe. Aber das nämliche sagte auch die Synode von Pistoja für ihre Zeit. Damals hat die Bulle Auctorem fidei diese Behauptungen mit schweren Zensuren verworfen. Diese gelten selbstverständlich heute noch ebenso. Wir wollen auf diese peinliche Angelegenheit nicht weiter eingehen, da wir sie in dem Buch über die religiöse Gefahr genügend behandelt haben. Eines aber zeigt dieses Beispiel, wie das vorausgehende, daß es nur zu den verhängnisvollsten Folgen führen kann, wenn sich die Reformbestrebungen auf dieses Gebiet verirren.

Eher zugänglich ist für sie das Feld der kirchlichen Disziplin soweit es sich um das kirchliche Leben und das kirchliche Wirken handelt. Natürlich kann auch hier kein Einzerner und kein größerer oder kleinerer Kreis von untergeordneten Mitgliedern der Kirche unmittelbar eine Änderung durchführen. Jedoch können kluge, ernste und maßvolle Erörterungen darauf vorbereiten, und zwar in zweifacher Weise.

Einmal kann und muß es den Bischöfen und der höchsten kirchlichen Autorität nur erwünscht sein, wenn möglichst viele und genaue Darlegungen der wirklichen Zustände und der daraus entstehenden Bedürfnisse zutage gefördert werden. Man sagt freilich mitunter: Da kämen wir schön an! Die hohen Herren wollen in ihrer Ruhe nicht gestört werden. Sie glauben alles selber genügend zu wissen. Sie betrachten es als Impietät und als Attentat auf ihre

Würde, wenn es jemand wagt, sie auf die Tatsachen aufmerksam zu machen. Nun, es kann ja sein, daß auch das ein- oder das andernmal vorkommt. Menschen sind ja überall, oben so gut wie unten. Ich kann mir aber schwer denken, daß diese Schwachheiten so untrennbar mit der bischöflichen Würde sollten verbunden sein, wie das gerne vorgegeben wird. Freilich muß sich nicht einer als Beispiel anführen, der eine Reformsschrift von einigen hundert Seiten in die Welt schickt, um 90% Bohnenwahrheiten zu sagen, die jeder als selbstverständliche Seufzer und als unerfüllbare Wünsche längst auswendig kennt, um daran 10% gewagter, lächerlicher und verderblicher Vorschläge zu knüpfen. Ich habe noch immer gefunden, daß, wenn es sich um Hinweis auf Nebelstände oder nötige Aenderungen handelt, mit den sogenannten hohen Herren leichter zu verhandeln ist als mit anderen Herren, die einem in bezug auf den character sacramentalis gleich stehen. Und selbst wenn man einmal, vielleicht durch eigene Schuld, was ich ja immer zunächst voraussehe, im ersten Augenblick Verstimmung oder Zurückweisung hervorruft, so bedarf es, vorausgesetzt, daß man eine wahre und gerechte Sache vertritt, meist nur der Bescheidenheit und der Beharrlichkeit, um zuletzt doch durchzudringen. Ich erinnere mich hier mit Rührung eines Falles, der mir selber begegnet ist, da ich — ich schäme mich das zu sagen — 28 oder 29 Jahre alt war, während mir ein Kirchenfürst von 68 oder 69 Jahren gegenüber stand. Aber das ist ja ganz begreiflich. Wer eine so große Verantwortung auf seinem Gewissen hat wie ein Bischof, der sieht die Dinge viel ernster an und nimmt sich Vorstellungen weit mehr zu Herzen als einer, der nur aus Liebhaberei oder aus Rechthaberei bessern will, der aber zuletzt immer sagen kann: Ja, was geht mich die Sache an, ich habe sie ja nicht zu verantworten!

Dann aber können und sollen wir auch die öffentliche Stimmung und mehr noch die Herzen für die notwendig erachteten Verbesserungen vorbereiten. Das ist allerdings eine Aufgabe, die großen Zartfuss und christliche Vorsicht erheischt. Denn es ist leichter, die Gemüter zur Ungeduld und zur Unzufriedenheit aufzureizen, als sie empfänglich für eine neue Ordnung, bereit zu neuen Opfern und willig zur Mitarbeit, vielleicht sogar zum Kampfe, zu machen. Wo aber diese Stimmung nicht vorherrscht, und zwar in weiten Kreisen, da hilft alle Reform von oben nichts, sondern

sie vermehrt nur das Uebel. Denn jede Anordnung und jede Einrichtung, die nicht durchgeführt werden kann, macht die Unbotmäßigkeit größer, steigert den Leichtsinn und untergräbt Zucht und Ordnung noch mehr.

Diese Erwägung führt uns auf eine Sache von höchster Wichtigkeit. Es ist bekannt, daß das ganze 15. Jahrhundert erfüllt war von dem Ruf: Reform der Kirche an Haupt und Gliedern! Dieses Wort hat jener Zeit sein Gepräge aufgedrückt im Guten wie im Schlimmen. Leider sind die schlimmen Folgen überwiegend gewesen. Je länger und je heftiger diese Lösung ausgegeben wurde, desto tiefer setzte sich in den Geistern die Ueberzeugung fest, daß in der Kirche alles verdorben sei von unten bis oben, am ärgsten oben, daß aber absichtlich nichts geschehe, um dem Verderben zu steuern. So bildete sich allmählich die feste Meinung aus, die Kirche wolle keine Reform, man müsse also selber zugreifen, denn von ihr sei schlechterdings nichts mehr zu erwarten. Kein Zweifel, daß die Bestimmung gegen die kirchliche Autorität, die Verbitterung über die herrschenden Zustände und die übertriebene Ausmalung der Uebel den eigentlichen Grund zum Umsturz in den Massen gebildet haben. Nur so verstehen wir es, wie Millionen gleichsam auf ein gegebenes Zeichen von der Kirche abfallen und sich denen zuwenden konnten, die mit dem anspruchsvollen Titel Reformatoren auftraten. Das Volk war eben von langer Zeit her vorbereitet.

Wahrhaft fromme und einsichtige Männer hatten längst auf diese Gefahr hingewiesen, leider umsonst, wie immer in solchen Tagen der Verwirrung und der Aufregung. Der edle, weise Johannes Nider schrieb damals seinen Formikarius, eines der lieblichsten Bücher, ein Buch, durch dessen Bearbeitung sich einer heute ein großes Verdienst um unsere Zeit erwerben könnte. Darin sucht er vornehmlich zwei Dinge durchzuführen.

Einmal sagt er, es sei eine große Unwahrheit und Ungerechtigkeit, daß man die Kirche Gottes als so verdorben hinstelle. Insbesondere könne es nicht genug getadelt werden, wenn diese Reformer die Kirchenfürsten derart herabsezen, als lebten sie nur ihrer Bequemlichkeit und Herrschaftsucht. Und nun schildert der vorzügliche Mann, der ja die Welt aus eigener Erfahrung kannte von einem Ende bis zum andern, seine Zeit mit hinreißender Ueberzeugungskraft und zeigt, wie viel Gutes sie neben so vielem Bösen enthalte,

welch ausgezeichnete Bischöfe lebten, welche Anstrengungen in den Klöstern gemacht würden, um die Zucht wieder auf die ursprüngliche Höhe zurückzuführen — darin war er ja selber einer der opferwilligsten Führer —, welche Frömmigkeit vielfach noch im christlichen Volke herrsche, wie der Gottesdienst feierlich begangen werde und jede Übung der christlichen Liebe blühe. Es ist sehr bezeichnend, daß der milde und zugleich ernste Lehrer den Vertreter der damaligen Reformideen — das Buch ist in Dialogform abgefaßt — als „Piger“ einführt. Jene Säemänner der Unzufriedenheit verleugneten so wenig wie je den Charakter des Pessimismus. Je mehr sie alles in der Kirche schwarz und hoffnungslos hinstellten, desto weniger taten sie selber von ihrer Seite, um dem Verderben zu steuern. Vielmehr lähmten sie durch ihre ewigen Anklagen wider Bischöfe und Ordensleute die Versuche, Abhilfe zu schaffen. Daher der bittere Vorwurf, den der sonst so sanfte Ordensmann durch diesen nicht gerade ehrenvollen Namen gegen jene Richtung erhebt.

Dann aber betont er einen weiteren Punkt, dessen Bedeutung keiner Erklärung bedarf. Man ruft immer, sagt er, nach Reform der Kirche. Aber wer soll diese vornehmen und wie soll sie geschehen? Soll etwa die Kirche auf einem allgemeinen Konzil eine Reihe von Vorschriften in die weite Welt hinaussenden? Was würde der Erfolg sein? Daß sie auf unfruchtbaren Boden fielen und eben dort keine Frucht trüge, von wo der Ruf darnach am lautesten ausgeht. Wenn die Dinge wirklich so übel stünden, wie die Ungeduldigen vorgeben, dann könne gerade am allerwenigsten von oben herab alles auf einmal wie durch einen Zauberschlag erneuert werden. Das sei überhaupt eine unbesonnene Erwartung, es könne eine Reform im ganzen und im großen mit einem Schlag durchgeführt werden. Jede gesunde Reform müsse in einzelnen Kreisen beginnen, sich weiter ausbreiten und so den Boden zubereiten. Sei dadurch die allgemeine Stimmung für die Erneuerung der kirchlichen Zustände gewonnen, seien in vielen einzelnen Kreisen zuverlässige Anknüpfungspunkte geschaffen, dann habe es einen Sinn, daß die Kirche im großen eingreife und dann werde dies auch Erfolg haben.

Jedermann sieht, daß dies alles, Wort für Wort, auch heute seine Geltung hat. Jene Zeit war der unsrigen nur dadurch voraus, daß sie es nicht bei der Bewunderung dieser goldenen Worte bewenden ließ, sondern daß sie mit deren Durchführung Ernst mache. Man

kennt das 15. Jahrhundert schlecht, wenn man nicht anerkennt, daß es wenige Zeit gegeben hat, die so viele wirkliche Reformen durchgeführt hat wie gerade diese. So groß das Verderben war, so heroisch waren auch die Anstrengungen jener, die sich nicht zufrieden damit gaben, zu seufzen und zu klagen, die vielmehr Hand anlegten zuerst an sich und dann an die größeren oder kleineren Wirkungskreise, in deren Mitte sie Gott gestellt hatte.¹⁾ Hätten die übrigen alle, die nur anklagten und von der Kirche und von Gott Wunder erwarteten, ohne daß sie sich dabei hätten zu bemühen brauchen, hätten sie nur auch ein wenig mitgeholfen statt zu tadeln, hätten sie wenigstens sich selbst in Zucht genommen und nicht bloß andere angeklagt, das Verderben wäre nicht hereingebrochen.

Das ist eine ernste Lehre, die uns die Geschichte hier gibt. Damals haben Tausende und Tausende unter unaussprechlichen Kämpfen und Opfern wirklich reformiert. Dennoch hat das alles nicht gereicht, um die Katastrophe zu beschwören. Wenn wir heute nicht mehr leisten als die große Schar der Heiligen in jener Zeit, mehr in der Tat, nicht bloß im Wort, werden wir es dann verhindern, daß die Uebelstände, die wir nur beschreien, aber nicht bessern, ihre Früchte tragen?

Damit kommen wir auf einen vierten Punkt, um den es sich in unserer Frage handelt. Und hier nun könnte jeder ohne Ausnahme seinem Reformmeister Genüge tun, ohne fürchten zu müssen, daß er des Guten zu viel tun, ohne Furcht, daß er irgendwo Anstoß erregen könnte. Es handelt sich um das christliche Leben im weitesten Umfang. Daß nach dieser Seite hin nicht alles steht, wie es stehen sollte, das dürfen wir sagen, auch wenn wir mit Dank gegen Gott anerkennen, daß vieles gut, ja vortrefflich ist. Ich nehme keinen Anstand, im Namen aller Ordensleute offen zu gestehen, daß wir unsere Reformbedürftigkeit im tiefsten Grunde des Herzens empfinden, und ich bin sicher, daß mir alle meine Berufsgenossen darin bestimmen, höchstens die abgerechnet, denen ohnehin alle Welt die Reformnotwendigkeit ansieht. Die übrigen Stände der Christenheit mögen nachfolgen — der Priesterstand voran — und mögen sagen, ob sie es für eine Schande erachten, daßselbe Geständnis von sich abzulegen, oder ob sie es nicht vielmehr für eine größere Schande hielten, sich als unverbesserlich hinzustellen. Es ist aber schon gut,

¹⁾ Vgl. hierüber histor.-polit. Blätter 79, 17—40; 98—124; 185—215.

daß wir das Reformwerk mit unserem Schuldbekenntnis beginnen, wie wir täglich die Messe mit dem Confiteor beginnen. Denn mit unserem täglichen Kampfe gegen die Nebelstände in der Welt und mit der leidigen Politik, d. h. mit dem Streben, das öffentliche Leben zu verbessern, sind wir in die Gefahr geraten, ganz zu vergessen, daß wir auch noch da sind. Würde uns nun auch noch das Reformfieber von uns selber abwenden und abermals unseren ganzen Eifer auf fremde Dinge ablenken, dann wäre das Unheil vollständig. Darum soll wenigstens der Reformtrieb zunächst dorthin gelenkt werden, wo er am nötigsten ist, wo er auch seine Wirksamkeit üben kann, wenn wir nur anders selber wollen, dann ist er ein wahrer Segen für uns, für die Kirche und für die Welt.

Begreiflich, daß gerade hier die Konsequenz am ehesten ver sagt. Sich selber beim Wort nehmen, Ernst machen mit dem, was man an anderen wünscht und in seinem Herzen billigt, das sind überhaupt keine Dinge, die der Mensch besonders lieb hat. Kostet eine Sache überdies so viel Zeit und Mühe wie die Aufgabe, sich selber zu reformieren, eine Aufgabe, die nur zu Ende geht mit dem Ende des Lebens, dann verzagt er vollends daran. Er verzagt so vollständig, daß er sich hier sogar eine eigene Philosophie und Mystik der Abstinenz ausbildet. Für Heilige möge das ja gelten, lautet deren oberster Grundsatz, aber Heilige brauchten wir nicht zu werden. Wir gewöhnliche Menschen dürften schon zufrieden sein, wenn wir nur in den Himmel kämen. Zudem sei es mit den Heiligen so eine Sache; sie seien meist so abstoßend, so unbrauchbar, so unweltläufig, daß sie eher Schaden als Nutzen stifteten, zumal in unserer Zeit. Heute seien Leute notwendig, die unter die Menschen gehen und überall mitarbeiten, in der Politik, in der Volkswirtschaft, in der Wissenschaft vor allem. Mit Heiligen, die sich von aller Welt absondern und sich auf nichts verständnen denn auf Beten und Bußwerke und auf das Zammern über die böse Welt, sei unserer Zeit wenig gedient. So lautet das Urteil über die sittliche Tätigkeit der Menschen eigentlich schon von jeher. Heute ist das aber auf die Spitze getrieben. Man darf, ohne Gefahr zu übertreiben, wohl sagen, daß man unter Hunderten, die von unseren Zeitaufgaben sprechen, vielleicht nicht drei findet, die dabei etwas anderes im Sinne haben als wirken, wirken, wirken, politische, soziale und wissenschaftliche Tätigkeit vor allem. Daß dabei das Streben nach religiöser und sittlicher Ver-

vollkommen leicht in den Hintergrund tritt, ist unschwer zu begreifen. Man vergibt nur zu leicht des Wortes: Wenn der Herr das Haus nicht baut, arbeiten die Bauleute vergebens. (Ps. 126, 1.) Man hat not, das Wort des Herrn noch zu begreifen: Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet? (Matth. 16, 26.)

Um so notwendiger ist es, den Reformeifer auch auf diesen wunden Punkt hinzulenken. Verhüte Gott, daß jemand das Streben nach äußerer Wirksamkeit dämpfe. Es mag hart, es mag unmenschlich klingen, wenn wir uns den Ausspruch erlauben, daß Tausende unter uns sind, die mehr, viel mehr tun sollten als sie tun, und daß wir alle ohne Ausnahme intensiv mehr wirken könnten als wir wirken. Je entschiedener und überzeugter wir aber diesen Satz aussprechen, um so nachdrücklicher müssen wir darauf dringen, daß der Reformeifer sich auf die Erneuerung des inneren, des geistlichen Lebens verlege. Aeußerliche Tätigkeit kann nie zu viel sein, wenn die innere Lebenskraft mit ihr das Gleichgewicht erhält. In dem Augenblicke, da das Streben nach außen überwiegt und das Innere dafür nicht mehr das höhere Feuer nachliefert, steht es schon bedenklich, und dauert dieses Mißverhältnis an, so geht zuerst der innere Mensch zurück und bald geht auch dem äußeren Wirken die Seele aus. Man mag sich dann zu Tode zappeln mit Reden und mit Schreiben und mit Arbeiten und mit Reisen, es ist kein Saft und keine Frucht mehr daran, während ein anderer, der innerlich frisch lebt und beständig zunimmt, mit der halben Arbeit Wunder tut. Das mögen die nicht übersehen, die jetzt dem französischen Klerus immer die Mahnung vorhalten, er werde nie seine Macht wieder erlangen, wenn er sich nicht mehr in die Politik werfe. Mag dieses Wort auch wirklich ganz uneingeschränkt gelten, was wir hier nicht untersuchen wollen, auf jeden Fall wäre es sehr bedauerlich, wenn sich nun der Franzose mit dem ganzen Feuer, das ihm eigen ist, ausschließlich auf dieses Ziel losstürzen würde. Dann wäre das Unheil gewiß in Bälde vollständig.¹⁾ Gut, mögen sich Franzosen wie Nichtfranzosen gesagt sein

¹⁾ Es ist immer eine bedenkliche Sache, ein Urteil über ein fremdes Land zu fällen und Ratschläge dorthin zu geben. Deshalb wage ich nicht über diesen Gegenstand auch nur eine feste Meinung zu bilden, obwohl — vielleicht auch gerade weil ich Frankreich so lange so nahe lebe. Die

lassen, daß wir unser Außerstes daran setzen müssen in der Wissenschaft, in der sozialen Tätigkeit, meinetwegen auch in der schönen Literatur, um den Aufgaben unserer Zeit zu genügen. Aber lassen wir uns auch gesagt sein, daß das alles der Zeit nur dann nützt und nur dann ohne Schaden für uns abgeht, wenn wir das Leben des Gebetes, der Askese und der Vollkommenheit in gleichem Grade steigern, in dem wir die äußerliche Tätigkeit mehren. Wenn alle den Ruf nach Reform in diesem Sinne verstehen, dann haben sie ihn richtig verstanden, dann wird ihnen und der Zeit und dem Reiche Gottes Segen und Heil daraus erwachsen.

Nach dieser Seite hin und in diesem Sinn verstanden kann also der Ruf nach Reform gar nicht laut und nicht oft genug erhoben werden. Unter dieser Voraussetzung gehören auch wir unter die Reformer. Mit Stolz — diesmal wird es wohl keine Sünde sein — getrauen wir uns darauf hinzuweisen, daß wir diese Art von Reform gepredigt und mit manchem Opfer verteidigt haben, längst ehe von der gegenwärtigen Reformbewegung etwas zu spüren war. Und mit Schmerz — auch dieser wird entschuldbar sein — bedauern wir es, daß unsere Reformpredigt nicht so allgemein Anklang und Ausführung findet, als sie es verdiente. Wie oft und seit wie lange haben wir den Ruf erhoben: Keine Sozialreform ohne Vereinfachung, ohne größere Strenge des Lebens, insbesondere keine Sozialreform ohne Trinkreform! Kein Sozialreformer von Erfolg und Segen, der nicht vor allem sich selber in diesen Dingen reformiert! Aber wie viele haben diesen Ruf verstanden, wie viele ihn in der Tat durchgeführt? Wenn ich die Listen der Geistlichen durchsehe, die politischen und die sozialen Verhältnisse sind eben dort seit 120 Jahren so ganz andere als in Deutschland und in Österreich, so daß man sie kaum miteinander vergleichen kann, es sind schlechthin incommensurable Größen. Mir scheint aber, in aller Bescheidenheit gesprochen, daß die Deutschen gut täten, ein wenig zurückzuhalten mit ihren Vorwürfen, der französische Klerus habe sich sein Unglück selber zuzuschreiben, weil er sich zu wenig in die Politik gemischt habe. Unser einem wollte es manchmal bedürfen, er habe manchmal sogar zu viel, viel zu viel französische Politik getrieben. Was die französische Kanzel in diesem Stücke gefehlt hat, und vor allem, was der Dreyfus-Prozeß zustande gebracht hat, das reicht vollständig aus, um diese Ansicht zu bekräftigen. Glaubt der französische Klerus sich zum Herrn der Lage machen zu wollen dadurch, daß er das Politisieren noch ärger treibe und daß er sich im „modernen Sinn“ wissenschaftlich erneuere, dann könnte leicht das Uebel unheilbar werden.

sich zur praktischen Anti-Alkohol-Bewegung gemeldet haben, finde ich darauf keine tröstliche Antwort. Besser steht es ja wohl auf dem Gebiete des asketischen Lebens, Gott sei es gedankt. Dennoch wird es weder Selbstüberhebung noch ungerechte Anklage sein, wenn ich es wage zu behaupten, daß wir Priester jeder Ordnung, in und außer den Klöstern, noch ganz anders das Leben des Gebetes und der Betrachtung, der Abtötung und der Askese im weitesten Umfang, kurz das innerliche Leben reformieren müssen, wollen wir den aufzehrenden äußerlichen Arbeiten gewachsen sein und Gottes Gnade auf diese herabziehen. Und wieder dürfen wir es ohne Furcht vor einer Sünde sagen, daß es gerade uns, die wir immer Reform des Staates, Reform der Gesellschaft, Reform der Politik, Reform der Bischöfe verlangen, daß es mit einem Worte uns, die wir immer verlangen, die ganze Welt solle sich reformieren und es ernster nehmen, am meisten zusteht, zu sagen: Der Weg ist schmal, die Pforte eng; das Himmelreich leidet Gewalt und nur die reißen es an sich, die sich Gewalt antun (Mat. 7, 14; 11, 12).

Darum, nur alle heraus aus den Kammern auf das Kampfesfeld, alle, die von Reform sprechen, damit wir alle miteinander darüber wetteifern, wer dieses Wort am besten verstehe und wer es am ernstesten durchführe! Dann wird all der traurige, lähmende und ärgerliche Streit, der unter uns besteht, in einen Wettsstreit übergehen, der uns adelt und bessert und die Welt zur Tat begeistert. Und dann werden auch unsere Worte, die wir anderswohin, sei es nach oben, sei es nach unten, richten zu müssen glauben, ganz anders lauten und ganz anders wirken. Glauben wir denn doch nicht, es liege bloß an der Unempfänglichkeit derer, die wir so gerne reformiert sehen möchten, wenn sie unsern Stichelreden so wenig freundlich entgegenkommen. Aber was sollen denn die Bischöfe tun, um sich reformfreudlich zu zeigen, wenn wir ihnen nichts anderes vorzuwerfen wissen als ihre „Millionen“, ihren Mangel an Verständnis für den Demokratismus und für eine freiere Auffassung des Glaubens! Ihre Millionen werden uns die meisten gerne schenken, wenn wir ihnen ihre Lasten dafür abnehmen. Und was den Glauben und die Kirchenverfassung betrifft, so werden sie zuletzt auch nachgeben, wenn wir diese Sachen zuvor mit dem Herrn Jesus Christus in Ordnung gebracht haben, oder, damit wir ohne Ironie in einer so ernsten Sache reden, darin sind sie so gut durch das Gesetz Gottes gebunden wie

wir. Wenn sich die Reformversuche auf dieses Gebiet werfen, wenn wir uns anmaßen, was Sache der kirchlichen Autorität ist, wenn wir Fehler der Einzelnen dem ganzen Stande zur Last legen, wenn wir soweit gehen, vom Augiasstall und von Unverbesserlichkeit der Kirche zu sprechen, wenn wir um so schweigsamer und duldsamer gegen die Fehler des Königs Demos sind, je schwärzer wir diesem die Fehler der kirchlichen und der politischen Obrigkeit vormalen, dann dürfen wir uns nicht darüber verwundern, daß unsere Vorschläge nicht eben großen Anklang finden. Beginnen wir aber mit der Reform an uns selber, dann werden unsere Worte bald bescheidener lauten, dann werden sie ausführbar erscheinen und werden auch ein geneigtes Ohr dort finden, wo wir ja doch auch Gewissen und Einsicht voraussehen dürfen, dort, wo man längst dieselben Nebelstände beklagt, die wir beklagen, dort, wo man nur auf Menschen wartet, die so viel Selbstlosigkeit und Ernst zeigen, daß man sie als Werkzeuge zur sehnlichst gewünschten Reform benützen kann.

* * *

Damit beenden wir einstweilen unsere Grörterungen über die religiöse Gefahr und die religiöse Reform. Nur noch zum Schluß einige Worte zur Verständigung. Mit banger Sorge haben wir von allem Anfang an diesen Gegenstand berührt, denn wir sahen voraus, daß wir manchmal um der Sache willen Personen nahe treten müßten, die wir aufs tiefste verehren und mit christlicher Liebe lieben, Personen, von denen wir überzeugt sind, daß sie es gut meinen und besser als wir. Wir wollen zu allem Überfluß nochmal sagen, was wir so oft in dem Buche über die religiöse Gefahr gesagt haben, daß wir ihnen alle Achtung angedeihen lassen. Wenn sie dadurch verletzt worden sind, so sind wir bereit, nicht bloß ihnen die Hand zur Versöhnung zu reichen, sondern selbst die Füße zu küssen, in der aufrichtigen Überzeugung, daß die Schuld, wenn auch nicht an unserem bösen Willen, so an unserem Uneschick und an unserer Sündhaftigkeit liegt. Was wir dabei gesucht haben, das ist einzig das Beste des Glaubens, der Kirche, der Religion. Daß es uns nicht um Gunst der Menschen oder um Verdunkelung von Nebenbühlern zu tun war, dafür brauchen wir nicht Gott als Zeugen anzurufen, dafür genügt die Berufung auf unser Leben. Wer mit 62 Jahren so blank an Titeln, Farben, Würden und Auszeichnungen vor der Welt steht wie am Tage seiner

Geburt, und wer sich zu sagen getraut, daß er darauf stolzer ist als auf alle Anerkennung, der hat wohl nicht nötig, sich gegen den Verdacht der Streberei zu verteidigen.

In dem Hochgefühl, das diese Stellung der Welt gegenüber verleiht, bitten wir alle, unsere Hand nicht zurückzuweisen, damit wir wieder alle eines Herzens und eines Mundes und einer Tat Gott dem Herrn dienen im Anschluß an seine heilige Kirche. Denn das ist die einzige Möglichkeit, die Eintracht auf diesen gefährlichen Wegen zu wahren, der Anschluß an den Mittelpunkt der Einheit. Nur die unbedingte Unabhängigkeit an die Denk- und Sprechweise der Kirche, nur die rückhaltsloseste Unterwürfigkeit unter ihre Autorität und ihre Disziplin kann uns die Einheit, die Kraft und den Segen verleihen, worin die berechtigten Reformbestrebungen allein das Unterpfand des Gedeihens haben. Dass dazu von unserer Seite die größte Selbstlosigkeit, die Bereitwilligkeit zu jeder Überwindung und, was noch mehr ist, zu jedem Opfer erforderlich ist, das haben uns diese Erwägungen zur Genüge bewiesen, so sehr, daß sich sicher jeder den heiligen Entschluß bilden wird: Gut, so will ich selber die Reform vor allem auf dem Gebiete des eigenen Innern versuchen!

Das Grundprinzip des Probabilismus.

Von Viktor Cathrein S. J., Baskenberg.

Es ist das bleibende Verdienst des heiligen Alphons, daß er im Kampfe gegen die Probabilioristen den Gebrauch der sogenannten *principia reflexa* siegreich als zulässig und notwendig verteidigt hat. Der heilige Kirchenlehrer hat zwar immer daran festgehalten, daß das unmittelbar praktische Gewissensurteil sicher sein müsse,¹⁾ aber er hat auch stets gezeigt, daß man nicht notwendig direkt durch innere, der Sache selbst entnommene Gründe zu einem solchen sicheren Urteil zu kommen brauche, sondern daß man sich in vielen strittigen oder zweifelhaften Fragen indirekt durch Zuhilfenahme einiger feststehender Grundsätze, der sogenannten *reflexen Prinzipien*, ein sicheres Urteil bilden könne.

Jetzt entsteht aber die Frage: welches unter den *reflexen Prinzipien* ist das *Grundprinzip*, auf das der heilige Alphons sein Moralsystem aufgebaut hat? Diese Frage ist von entscheidender Bedeutung in der Kontroverse zwischen Probabilioristen und *orthodoxen* Theologen.

¹⁾ Vgl. *Theologia moralis* I. I. Tract. 1. n. 25 und n. 58. Wir zitieren nach der Ausgabe von P. Härlinger, Regensburg 1879.